



Ähm, Herr Schröder, dieses Cord-Sakko, ist das so eine Art Tarnanzug für Lehrkräfte?

Herr Schröder sucht sein Glück

Er hätte bis zu seiner Pension Beamter bleiben und mit jedem Schuljahr eine ruhigere Kugel schieben können – alles wäre fein. Aber Johannes Schröder, der sein Lehrersein liebte, fing mit 40 noch mal von vorn an. Heute gehört er zu den erfolgreichsten Comedians des Landes. Warum hat er sein Leben auf den Kopf gestellt?

Text: Alexandros Stefanidis Fotos: Fritz Beck

Kurz vorm Soundcheck, der Saal des Wühlmause-Theaters in Berlin ist leer, noch zwei Stunden bis zur ausverkauften Vorführung, die Luft dicht und warm, Johannes Schröder alias „Herr Schröder“, Comedy-Star und Ex-Lehrer für Deutsch und Englisch, sitzt auf der Bühne an einem Tisch mit Goethe-Reclam-Heftchen, und spricht über seine Pubertät, die nie stattgefunden hat. Jedenfalls nicht damals, als er zwölf oder dreizehn Jahre alt war. „Manche denken, ich war früher der Klassenclown, weil ich heute auf der Bühne stehe, aber ich war kein ausgelassenes Kind, eher zurückgezogen und introvertiert, der Typ Nerd, der in der Schule wenig auf die Reihe kriegt und unter dem Radar läuft.“ Seine Eltern hatten sich getrennt, da war er neun. „Danach,“ sagt Schröder etwas später im Gespräch, und seine Hand macht eine abrupt abknickende Kurve runter zum Gürtel, „gingen meine Schulleistungen – zack – den Bach runter.“ Er, das Akademikerkind, er, die neue Spaßkanone am „Erwartungshorizont“ der deutschen Comedy, er, dessen zweites Soloprogramm „Instagrammatik“ gerade die Säle der Republik mit Lachern aus dem Schulalltag füllt, wurde zunächst nicht mal fürs Gymnasium zugelassen. Johannes Schröder war kein guter Schüler.

„Berliner Abi mit 3,0“, sagt er, „das reicht in Bayern nicht mal fürs kleine Seepferdchen.“

Schröder gluckst, und sein freundliches, weiches Gesicht unter der rotblonden Föhnwelle, hinter der Brille mit dem schwarzen Rand lässt erahnen, warum ihn seine Schüler früher mochten und warum ihm das Publikum heute applaudiert. Schröder verarbeitet mit Distanz und dosierter Ironie in erster Linie seine eigenen Erfahrungen als Schüler und Lehrer, die in eine aufrichtige Empathie gegenüber Schülern, Lehrern und Eltern mündet, und ihm jene Authentizität verleiht, nach der so viele Comedians vergeblich streben. Natürlich bedient er auch Klischees, wenn er den Sportlehrer als „bildungsferne Spaßgurke aus der Turnhalle“ abkanzelt, das Lehrerkollegium zum „Cholekrikum“ umbenennt und vom imaginären Schüler Justin erzählt, der glaubt, ein Kreiskrankenhaus sei ein rundes Gebäude. Wenn er jedoch das Kultusministerium zum „Kultusmysterium“ deklariert, dessen Chefin kaum einer beim Namen kennt, und Lehrern attestiert „am Korrekturrand der Gesellschaft“ zu leben, erklimmt seine Comedy ein höheres Level, das gespeist mit klug gewählten Beispielen zur unterhaltenden Systemkritik taugt. Die Erfolgsformel ist simpel: Jeder weiß, wovon Schröder spricht. Jeder im Publikum war mal Schüler, die meisten sind Eltern von Schülern. Jeder erinnert sich an den Kummer, das stundenlange Auswendiglernen, schlechte und gute Noten, ɥ

die schönen und skurrilen Momente der eigenen Schulzeit. Erstaunlich viele im Publikum sind Lehrer, die gern über sich selbst lachen oder auf die Erlösung hoffen, den eigenen Alltagsschmerz für knapp zwei Stunden einzutauschen gegen einen verständnisvollen Performer aus ihren eigenen Reihen. Jedem ist bewusst, dass das deutsche Bildungssystem, seit Jahrzehnten unreformiert, immer noch auf Idealen aus dem 19. Jahrhundert tönern stehend, spätestens seit den ersten desaströsen Ergebnissen der Pisa-Studie und jüngst seit der deutschlandweiten Hilflosigkeit während der Corona-Epidemie, nicht mal mehr in der Raucherecke auf dem Pausenhof für Schulterzucken sorgt. Es ist mit dem Bildungssystem ein bisschen wie mit der Fußballnationalmannschaft – früher fühlte sich jeder berufen mitzureden oder Kritik zu üben, heute scheinen viele abgestumpft, und einigen ist sie gar gleichgültig. „Stellt euch vor, das Kultusmysterium halten viele für so mysteriös, da kommen nicht mal die Bildungsminister der Länder zum Bildungsgipfel“, sagt Schröder auf der Bühne. Er spielt auf den Gipfel im März an, den die Bildungsministerin Bettina Stark-Watzinger einberief, wo aber gerade mal zwei der 16 Ministerinnen und Minister anwesend waren. „Herr Schröders“ erfolgreichstes YouTube-Video hat mehr als 1,2 Millionen Views, es trägt den Titel „Beamter mit Frustrationshintergrund“.

Geboren und aufgewachsen ist Constantin Johannes Hermann Schröder, wie er mit vollem Namen heißt, nur einen Steinwurf vom Wühlmause-Theater entfernt, in der Berliner Lindenallee, der Theodor-Heuss-Platz ist seine „alte Hood“. Er ging auf benachbarte Herder-Gymnasium, dessen Bau an eine Kaserne erinnert. „Ich war sehr schamhaft und bin knallrot geworden, wenn ich drangenommen wurde, hatte Panik vor dem unvermeidlichen Lehrer-Satz „Johannes, du hast heute noch gar nichts gesagt“,“ erinnert sich Schröder, der diesen Satz manchmal mit unvermittelter Wucht in die Kommunikation mit dem Publikum einbaut, das sich sofort in eine Art aufgeregtes Klassenzimmer verwandelt. „Lehrer spielen gern ihre Macht aus und nehmen jemanden dran, wenn sie nicht mehr weiterwissen. Stimmt’s, Rabea?“, fragt er abends die junge Biologie-Lehrerin aus der dritten Reihe, die Minuten zuvor ihre Hand hob, als er fragte, ob Lehrer anwesend seien. Rabea nickt etwas verschämt. „Alles gut, liebe Rabea“, sagt Schröder, „alles gut, das ist kein Lehrergeheimnis, das weiß hier jeder.“ Die Kommuni-

kation mit dem Publikum gehört zum Kern seiner Show, hier holt er sich die Bestätigung für die Klischees und die Kritik am Bildungswesen, hier erinnert er seine Zuschauer an ihr eigenes Schülereisein, die Lehrer an ihre Errungenschaften und ihren Mangel, hier nimmt er den Eltern den Kummer um ihren Nachwuchs. „Ich habe Mitschüler früher bewundert, die ihre eigene Meinung gesagt oder gar dem Lehrer widersprochen haben“, sagt Schröder vor der Aufführung. „Mein Thema war eher, irgendwie in diesem Sozialgefüge namens Schule zu überleben. Ich hatte zwar Freunde, auch gute Freunde, bin aber auch gern in den Grunewald gefahren, um Wildschweine zu beobachten. Besonders in der Pubertät habe ich Nullkommanull über die Stränge geschlagen. Pubertät muss man sich trauen und Pubertät muss auch erlaubt werden.“ Er hat sich nicht getraut. Ob’s ihm auch nicht erlaubt wurde, lässt er offen. Vielleicht, weil er gerade erst selbst darüber sinniert und noch zu keinem Schluss gekommen ist. Dass er seine Pubertät mit 40 nachgeholt hat, ist ihm erst später klar geworden. „Ich glaube, den größten Gefallen, den wir Kindern tun können, ist, dass wir ihnen eine gute Pubertät zugestehen“, sagt er etwas leiser, als wäre es ein Gedanke, der ihn zeitlebens beschäftigt.

1993 zog Schröder nach dem Abitur so weit weg von Berlin wie in Deutschland möglich: 15 Monate Zivildienst in einem Heim für mehrfachbehinderte Menschen am Bodensee, Hasenweiler bei Ravensburg. „Die Natur, die Berge, der See – wunderschön“, sagt Schröder, der heute noch am liebsten wandert um abzuschalten. Er ist den Jakobsweg zum Teil gelaufen, den portugiesischen komplett. „Ich musste mit 19 erst mal aufs Land, in geordnete kleinstädtische Strukturen.“ Es klingt so, als wollte er damals zum ersten Mal sein Leben selbst bestimmen. Nach dem Zivildienst studiert er Englisch und Deutsch auf Lehramt, obwohl er – wie er sagt – nie der „Lesetyp“ war. Das Referendariat absolviert er in Heilbronn, anschließend beginnt er in Offenburg am Oken-Sport-Gymnasium als Deutsch- und Englischlehrer. „Ich habe meinen Beruf sehr geliebt“, sagt Schröder. Das Hingucken, das Arbeiten mit den Schülern, das Motivieren, ihnen mit Humor begegnen und gemeinsam lachen, die Unterstützung für Schamhaftete, wie er einer war, das Augenleuchten der sogenannten Problemfälle, wenn sie etwas geschafft haben, womit sie nicht rechneten – „all das lag und liegt mir am Herzen“. Während seiner Zeit am Oken leitet



Halten Sie Schulnoten für ein faires Instrument der Beurteilung?



Stimmt es, dass viele Lehrer auf Klassenfahrten heimlich Drogen nehmen, um den ganzen Wahnsinn auszuhalten?



Wie kriegt man eine Problemklasse in den Griff?



Die wichtigste Lehrpose im Klassenzimmer (um zu überleben)?

er mit einem Kollegen die Theater AG, führt Regie bei 16 Stücken, macht berufsbegleitend eine theaterpädagogische Ausbildung. Mehr als zehn Jahre taucht er tief ein in den Rhythmus des eher monoton erscheinenden Schullebens mit Schuljahresbeginn, Schulfest, Ferien, Klassenfahrt, Weihnachtsfeier, Kollegiums-Ausflug. Im Kollegium am Oken wird Schröder zu Grillfeiern, Hochzeiten, Trauerfeiern, Geburtstagen eingeladen und geht regelmäßig zum Junglehrer-Stammtisch. Er, der Beliebte, so könnte man denken, ist angekommen. Studienrat, Vertrauenslehrer, Oberstudienrat, vielleicht irgendwann Schulleiter, silberne Jubiläumsnadel, goldene Jubiläumsnadel, Abschiedsrede, warmer Händedruck, Rente im bewährten Cord-Sakko, Studienreisen mit anderen Weißhaarigen. Sein Weg scheint vorgezeichnet. Und es ist diese Skizze für die zweite Lebenshälfte, die ihn beängstigt. „Ich habe mir damals eine einfache Frage gestellt: Was wäre, wenn ich mein Leben anders gelebt hätte, einen anderen Weg eingeschlagen hätte?“ Viele Männer und Frauen, nicht nur Lehrer, stellen sich mitten im Berufsleben diese Frage, die wenigsten suchen jedoch aktiv nach einer Antwort. Schröder beantragt ein Sabbatical und fliegt nach Toronto, Kanada. Wieder so weit weg wie möglich, wie damals mit 19, diesmal auf einen anderen Kontinent.

„Ich wollte mit 50 nicht mehr durch diese Korridore gehen, weil ich das einmal vor Jahrzehnten so entschieden hatte“, sagt er heute. „Es war meine Form der Rebellion.“ Auch das Schulsystem geht ihm gegen den Strich. Ihm fällt es zunehmend schwerer, Schüler in Noten einzustufen, sie – wie er sagt – „zu verwalten und gleichzumachen“. Die sich ewig hinziehenden Konferenzen, der Korrekturdruck, die Notenlisten setzen ihm zu. „Ich war immer der Letzte, der die abgegeben hat.“ Bei einer Pensionärs-Verabschiedung beklemmt ihn ein Gefühl der Schwere „wie eine Kurzzeit-Depression“, er hört der „netten Rede auf ein gesamtes Leben“ zu, die das Ende einer Laufbahn beschreibt, sieht in die entkräftet-liebevollen Gesichter seiner Kolleginnen und Kollegen und denkt: „Nee, das kann es noch nicht gewesen sein, ich hab Bock auf Abenteuer!“ Bevor er nach Toronto fliegt, liest er heimlich ein Buch mit dem Titel „How to Start in Stand Up Comedy: A Guide to Becoming a Comedian in Toronto“. Seinen Kollegen und Freunden erzählt er, er will eine Schule für Improvisationstheater in Kanada besuchen. Das klingt als Leiter der Theater AG sinnvoll. Das hat



Wie schaut man als Pausenhof-Aufsichtslehrer auf die Typen in der Raucherecke?



Mit welchem Gefühl sind Sie früher in die Schule gegangen?

er auch vor, scheitert aber krachend an der Aufnahmeprüfung. Am selben Abend im Sommer 2014 sitzt Schröder, wie ihn ehemalige Schüler nennen, allein in seinem WG-Zimmer in Kanadas Drei-Millionen-Einwohner-Stadt und fragt sich: „Was war jetzt noch mal genau der Plan?“

Drei Monate schaut er sich die Stand-up-Szene in Toronto an. Im Oktober wagt er sich das erste Mal selbst auf die Bühne. Der Auftritt geht gründlich daneben, erzählt er. Er hat einen Kloß im Hals, bringt keinen geraden Satz raus, hält sich an seinem Notizzettel fest, stammelt seine auswendig gelernten Pointen. „Es war die Hölle“, sagt er heute. Und trotzdem: „Ich saß auf dem Nachhauseweg um Mitternacht fast allein in der Straßenbahn und war auf eine sehr diffuse Art glücklich, sagte zu mir selbst: ‚I just did it!‘ Ich war unglaublich stolz, dass ich’s probiert hatte. Stolz und befreit.“ Es ist diese innere Befreiung, die sich anfühlt wie „ein Ritterschlag ohne König, Schwert und Pomp“, die ihn in den kommenden Monaten antreibt. Schon am nächsten Tag wagt er sich wieder auf die Bühne.

Das Pflaster für seine ersten Comedy-Gehversuche hat sich Schröder gut ausgewählt. In Toronto ist Stand-up wie ein Volkssport, jeder zwischen 18 und 25 versucht sich als Witzeerzähler, fast jeder probiert sich an „Open Mikes“ aus. Zwar ist Schröder doppelt so alt wie alle anderen, aber er thematisiert diesen vermeintlichen Nachteil auf der Bühne. Ebenso wie die Tatsachen, dass er weit gereist ist und mit 40 Jahren noch mal von vorn anfangen will. „Dafür war Toronto eigentlich perfekt“, sagt er und lächelt, „weil du dort für den Mut, etwas Neues zu beginnen, sofort anerkannt wirst.“ Fortan ist er auf der Bühne „The German“ oder das Klischee eines gewissenhaften, peniblen Deutschen, dessen Weltbild ins Wanken gerät, weil er es – zum Beispiel – nicht fassen kann, dass es am Flughafen Torontos zwar die Terminals 1 und 3 gibt, aber kein Terminal 2. „Über die fünf Minuten meines Sets habe ich immer mehr die Geduld verloren und immer wieder gefragt „Where’s Terminal 2? Where the f*ck is Terminal 2?“ Der nerdige Deutsche, der ausflippt, eine Comedy-Rampe, die in Kanada funktioniert. Und nicht nur dort: Nach einem Auftritt in Ridley’s Comedy Castle in Chicago, es sind bereits mehrere Wochen vergangen, in denen Schröder an seinem „The German“-Programm gefeilt hat, fragt ihn der Besitzer, ob er auch für Geld auftreten will. Vier Auftritte die Woche, 250 US-Dollar pro Auftritt. „Ich war baff“, erzählt Schröder heute, „habe sofort nachgefragt: ↘



Die typische Pose (außerhalb der Schule), um als moderner Lehrer wahrgenommen zu werden?



Mit welchem Blick kann man Eltern am Elternsprechtag verunsichern?



Wie reagieren Lehrer im Publikum, wenn Sie sie als Teilzeit-Jobber bezeichnen?



Was sollten Lehrer niemals, also unter gar keinen Umständen auf Instagram posten?

„Klar, wann wäre der erste Auftritt?“ Antwort: In einem Jahr, da hätte er den ersten Spot frei. Nachts fährt er mit dem Mietwagen wieder zurück nach Toronto, er kann es sich finanziell nicht leisten, ein Jahr zu warten. „Aber ich habe die Musik richtig aufgedreht und mir selbst immer wieder gesagt: ‚Hey, der hat dich gerade gefragt, ob du für Geld auftreten würdest!‘“ Als er morgens um 5 zu Hause ankommt, ist ihm klar, dass sein Traum keiner bleiben muss. Dass es für ihn womöglich doch ein anderes Leben geben könnte. Nach dem Sabbatical lässt er sich als Lehrer beurlauben.

Im März 2015 kehrt er nach Deutschland zurück. Den nerdigen Deutschen kann er hier nicht spielen. Aber noch in Toronto bastelt er an seinem neuen Programm. „Für mich war schnell klar: Ich bin der Deutschlehrer, der sich für alles, was er angestellt hat, entschuldigt“, sagt Schröder. Innerhalb von einer Woche hat er genug Material für einen 15-Minuten-Auftritt, der erste ist in der „Scheinbar“ in Berlin, nur wenige Gehminuten von seinem Elternhaus. Dass er seinen sicheren Job als Lehrer aufgibt und etwas Neues beginnen will, findet seine Mutter „schön“. „Mein Vater war reservierter. Er hatte und hat immer Angst um mich. Angst, dass ich scheitere. Auch heute noch.“ Schröder erzählt, dass sein Vater zwar ein paar Mal im Wühlmäuse-Theater war und sich die Sohn-Show im ausverkauften Saal angesehen hat, „aber lustig findet er das, was ich da mache, nicht. Er grinst eher auf dieser ‚Ekel Alfred‘-Schiene, Loriot.“ Das Verhältnis zu seinem Vater ist ein inniges, sehr besonderes. Schröder sagt, dass sie beide sehr sensible Menschen sind. „Vielleicht auch zu sensibel. Keiner will dem anderen auch nur im Geringsten wehtun.“ Und dann sagt er: „Meinem Vater fehlt die Distanz zu mir, um über den Humor lachen zu können.“ Es klingt wie eine Andeutung, aber es ist vielleicht die Erklärung für den ungewöhnlichen Werdegang des Sohnes.

Heute gehört Schröder neben Größen wie Olaf Schubert, Torsten Sträter und Teddy Teclerbrhan zu den aktuell erfolgreichsten männlichen Comedians in Deutschland. Er gewinnt 2015 den Mannheimer Comedy Cup, holt 2016 den ersten Platz in der Quatsch Comedy Talentschmiede und 2017 beim NDR Comedy Contest, erhält 2018 den Publikumspreis des Prix Pantheon. Sein erstes Solo-Live-Programm „World of Lehrkraft – Ein Trauma geht in Erfüllung“ wird 2017 zum Überraschungshit, das dazugehörige Buch zum „Spiegel“-Bestseller. „Herr Schröder hat es geschafft,

aus der eher klassischen Figur eines Lehrers etwas wildes Neues herauszuholen. Er ist der Bad Teacher, der alle ehemaligen Schüler on stage zur Rache aufruft. Und wer möchte sich nicht an seinen Lehrern rächen? Insofern winkt ihm ein großes Publikum“, lobt ihn damals Thomas Hermanns, Gründer des „Quatsch Comedy Clubs“. Im Sommer 2021 erscheint – wie beim ersten in Zusammenarbeit mit dem Autor Simon Slomma – „Herr Schröders“ zweites Buch „Instagrammatik – das streamende Klassenzimmer“ als digitale Antwort auf die Bildungsfolgen der Corona-Epidemie. Die dazugehörige Live-Show läuft noch bis Juni 2024 und ist in den kommenden Monaten größtenteils bereits ausverkauft.

„Ich habe total Lust, noch mal so eine Nummer zu machen über die Pubertät“, sagt Schröder vor der Aufführung. „Darüber, wie wichtig diese Zeit ist. Manchmal hört man ja so Horrorgeschichten von Jugendlichen, und die erste Reaktion als Erwachsener ist blankes Entsetzen oder Unverständnis. Aber eigentlich müsste man hingehen und sagen: ‚Mensch, gratuliere! Du hast ne richtige Pubertät, mega, das ist das Beste, was dir passieren kann, bro.‘“ Schröder geht es um die Umdeutung eines allgemeingültigen Sachverhalts, der – wie er sagt – „schlimm aussieht, aber im Kern unglaublich wichtig ist, weil es dem Kind hilft, sich selbst kennenzulernen.“

Zum Schluss seines „Instagrammatik“-Programms rappt Schröder auf der Bühne zu Eminems Hit „The Real Slim Shady“: Mit dem Rohstock in der Tasche / und dem Mic in der Hand / alles, was ich rappe ist klausurrelevant / Verbeamtet von Vater Staat / was glaubt ihr, wer die Pimmel auf dem Schulklo malt? / Stühle hoch im Kopf / sonst werden wir verrückt / zertrümmern wir die Notenspiegel / Scherben bringen Glück / Das ist erst der Anfang / wartet, was noch kommt / Ich bin der Silberstreif am Erwartungshorizont.

Und während man ihn so ausgelassen und glücklich auf der Bühne sieht, mit hochrotem Kopf, kommt man nicht umhin, sich für einen Lehrer zu freuen, der seine verspätete Pubertät genutzt hat, um noch mal von vorn anzufangen. ■



ALEXANDROS STEFANIDIS, 48, hat zwar ein besseres Abi hingekriegt als Johannes Schröder, aber den Stoff der 7. Klasse am Karlsruher Kant-Gymnasium fand er so interessant, dass er ihn sich gern ein zweites Mal angehört hat.